Sitzungsberichte
der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1924, 3. Abhandlung

Der Dichter des deutschen 'Eraclius'

Ein Beitrag zur altbayerischen Literaturgeschichte

von

Edward Schröder

Vorgelegt am 1. März 1924

München 1924
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth)

In seiner Gießer Rektoratsrede vom Jahre 1896, von der wertvolle Anregungen ausgegangen sind, rügte Behaghel mit nicht unberechtigtem Spott die uns damals geläufige Ansetzung mittelhochdeutscher Dichtwerke auf der Dialektgrenze (S. 8) und gab (S. 28 f.) eine lange Sünderliste, in der auch mein Name zweimal vorkommt. Zwar die Heimat des 'Moriz von Craon' in Südfranken, auf der fränkisch-alemannischen Grenze, hat sich mir wie Bech und Zwierzina bewährt und wird auch weiterhin schwerlich angefochten werden, für den Verfasser des 'Eraclius' aber bin ich in der Lage, eine wesentlich andere und ziemlich bestimmte Auskunft zu geben[1]).

Der letzte Herausgeber des 'Eraclius', H. Graef (1883), hatte den Dichter Otto (*Otte*) für einen Hessen erklärt, zu dem gleichen Resultat war die ihm unmittelbar folgende Heidelberger Dissertation von G. Herzfeld 'Zu Ottes Eraclius' gekommen, und die Rezensenten (F. Bech dort, Behaghel hier) hatten keinen Einspruch (1884) erhoben. Graef freilich rückte den Dichter in die Nähe Herborts von Fritzlar, Herzfeld lieber in die von 'Elisabeth' und 'Erlösung'. Graef gegenüber wies ich in meiner Rezension GGA. 1884, S. 563 ff. einerseits auf den Mangel gerade der prägnanten hessischen Sprachmomente hin, und hob anderseits hervor, daß der Wortschatz ausgesprochen oberdeutsche, und zwar eher bairische als alemannische Bestandteile aufweise; so kam ich auf den damals uns naheliegenden Ausweg: 'Grenze des bairischen und fränkischen Gebiets'. Strauch, Zs. f. d. Alt. 31, 268 und Vogt, Gesch. d. mhd. Litt.[3] 202 sind geneigt, mir darin Recht zu geben.

Nun haben wir inzwischen in der Beurteilung der Sprachmischung (und eine solche hatte ich a. a. O. unzweideutig nach-

---

[1]) Angedeutet bereits 1906 durch meine Mitteilung an Rud. Kautzsch in der Festschrift für Fr. Schneider (s. u. S. 17) S. 530.

gewiesen) tüchtige Fortschritte gemacht, und auch ich habe mit eigenen Augen und mit fremder Brille besser sehen gelernt. Sah sich G. Rosenhagen, nachdem ihm das Nichtbairische in der Sprache sowohl des Strickers als des Lamprecht von Regensburg klar geworden war, noch auf das Grenzgebiet angewiesen, so lehrte Zwierzina uns vielmehr hier die Zuwanderung von außen resp. den Wechsel der Heimat erkennen: für den Stricker suchte er diese ‘im Gegensatz zu Rosenhagen nicht in Ostfranken, sondern vielmehr in Südfranken, ungefähr in der Gegend wo auch der Dichter des Moriz von Craon zu Hause war’ (Zs. f. d. Alt. 44, 351, vgl. S. 28 f.), und Lamprecht reimte nach ihm ‘ein fränkisches Idiom, welches seine neue Heimat verhältnismäßig wenig trübte’ (Zs. 45, 68). Derselbe Gelehrte hat dann für den sicher in Augsburg schreibenden Albertus, den Verfasser der kläglichen Reimerei vom heiligen Ulrich, nachgewiesen, daß er ‘kein Augsburger, sondern nur ein Rheinfranke oder Oberfranke gewesen sein kann’ (Zs. 45, 62). Alle diese aus den Reimen gewonnenen Erkenntnisse Zwierzinas verlangen und vertragen die Bestätigung durch eine Untersuchung von Wortschatz und, wie ich hier einmal nachdrücklich hervorheben möchte, von Wortbedeutung: so verwendet der Stricker das Adjektiv *karc*, welches seine jüngern österreichischen Zeitgenossen Ulrich von Liechtenstein und Herrand von Wildon noch immer in dem alten Sinne ‘schlau, listig’ werten, durchaus in der jüngern Bedeutung ‘knauserig, geizig’, durch welche übrigens auch Freidank (132, 26 ff. = 158, 14 ff.; 148, 2. 167, 20) zugleich seine nichtbairische Herkunft und die eigene Prägung seiner Sprüche bekundet, die im Sprachlichen nirgends auf ältern Brauch zurückweisen. Und wenn etwa im Amis 1772 *nâher* = ‘billiger’ erscheint, so ist das ein weiteres Zeugnis gegen den Österreicher, dem diese Bedeutung fremd ist.

Auf ein ganz besonders interessantes Dokument von Sprachmischung, das in der steirischen Karthause Seitz entstandene Marienleben des mittelrheinischen Bruders Philipp, hatte ich bereits ADB. 26, 71 f. hingewiesen — die fleißige Arbeit von Juvet, PBBeitr. 29, 127 ff. hat sich darauf beschränkt, die Heimatsfrage für den Autor zu lösen, den besondern Reiz der Aufgabe aber, eben die Sprachmischung, nicht erkannt.

Die interessantesten, aber auch schwierigsten Probleme auf diesem Gebiete bietet die Literatur des Deutschen Ostens: der Thüringer Heinrich von Hesler setzt das Vorhandensein einer nordostdeutschen Literatursprache bereits voraus und verzichtet zu ihren Gunsten auf die bedeutsamsten, aber durchaus nicht auf alle Eigenheiten seiner Heimat; der eigentliche Schöpfer dieser Dichtersprache aber ist der Dichter des Passionals, in dessen Sprachschatz sich eine höchst charakteristische Verschmelzung südwestlicher und mitteldeutscher (hessisch-thüringischer) Elemente vollzieht, die weiterhin mehr und mehr ausgeglichen wird.

In noch späterer Zeit (ca. 1350) haben wir in dem 'Hessischen Evangelienwerk aus St. Paul' (so Zwierzina, Zs. 45, 68) ein ganz besonders drastisches Musterbeispiel, das freilich Schönbach, dem wir ausführliche Mitteilungen über die Handschrift verdanken (WSB. Bd. 137, 5—1897), als solches gar nicht erkannt hat (näher kam dem Richtigen Strauch, Anz. f. d. Alt. 26, 212), es rührt zweifellos von einem Hessen her, der es nach langjährigem Aufenthalt in einem alemannischen Kloster schrieb[1]).

Aus der Literatur des 12. Jahrhunderts bedürfen Hartmanns 'Credo' und der 'Straßburger Alexander' unbedingt einer neuen Prüfung auf die Möglichkeit der Sprachmischung hin, denn das Ziel der bisherigen Untersuchungen ist durchgehends darauf gerichtet gewesen, die Charakteristika zu ermitteln, welche eine Entscheidung der Heimatsfrage für den Autor ermöglichen. Das ist aber, wie ich mit Nachdruck immer wieder betone, für die Literaturgeschichte weder die einzige noch die Hauptfrage; diese geht doch immer dahin: wo hat der Autor sein erstes Publikum gesucht und gefunden?

Ich verkenne nun ganz und gar nicht die besonderen Schwierigkeiten, welche sich bei Werken wie dem 'Credo' und dem 'Alexander' ergeben und sich soeben beim 'Tristrant' Eilards von Oberg neu herausgestellt haben[2]). Ich füge gleich noch den 'Grafen Rudolf' hinzu, und betone insbesondere eine Erscheinung die bisher unbeachtet geblieben ist.

---

[1]) Die Handschrift gehört doch wohl zu den Beständen die s. Z. von St. Blasien nach St. Paul im Lavanttal gelangt sind?

[2]) NB. warum noch immer 'Oberge' (man hört sogar 'Obérge'!)? Was ist denn das für ein Sprachgebrauch? Der Ort heißt 'Oberg' und die Familie 'von Oberg'!

Zwischen dem Wortschatz und Sprachgebrauch der altthüringischen Denkmäler (Hartmanns 'Credo', Werner von Elmendorf, 'Graf Rudolf', später Ebernand von Erfurt) einerseits, und den mittel- und niederrheinischen (insbesondere 'Alexander S' und 'König Rother') anderseits zeigen sich eigentümliche Berührungen, bei denen das dazwischen gelegene hessische Gebiet ganz ausscheidet (ich hoffe bald einmal darauf zurückzukommen). Hier aber ist man nicht auf literarische Sprachmischung allein angewiesen, eine andere Möglichkeit der Erklärung liegt in dem Nachschub niederrheinischer Siedler, welche z. B. die Zisterzienser von Altencampen nach Thüringen gebracht haben und die in den ersten Generationen auf die literarische Färbung der Sprache Thüringens einen derartigen Einfluß ausgeübt haben könnten, daß es höchst bedenklich erscheint, in der Weise Brüchs mit den heutigen Grenzen des 'Sprachatlas' zu operieren. In dem Wortschatz des unanfechtbaren Westthüringers Werner von Elmendorf steckt z. B. das Verbum *nôsen*, das s. Z. für Roethe ein Dokument niederdeutscher Herkunft war, in Wirklichkeit aber vom Niederrhein (vgl. Veldeke MFr. 60, 34, Karlmeinet, Bruder Hans) stammen dürfte.

Die höhere Kritik des 'König Rother' aufzuhellen wird nur demjenigen gelingen, der für dies Gedicht die Frage der Sprachmischung gelöst und bis ins Einzelne aufgehellt hat. Ich habe mir dafür seit Jahren allerhand notiert, und so sagte mir auch A. Schirokauer nichts neues, wenn er vor kurzem in seinen fleißigen und förderlichen 'Studien z. mhd. Reimgrammatik' (PB Beitr. 47, 1 ff.) auf das merkwürdige Verhalten des Dichters zum Präteritum von *komen* aufmerksam machte (S. 15), das 'eine sehr nette frk.-bair. Mischung' aufweise: der Rother reime 47 *a*-Formen, binde aber alle möglichen *o*-Formen: *Rôme, krône, lônen, schône(n), kuone* 16 mal[1]). Der rheinische Dichter braucht also, um mich auf den Ind. Sg. zu beschränken, die Form *quam* im Reime 1 : 134 Verse, d. h. weit häufiger als der junge Hartmann vom Aue (1 : 200 im Erec[2])), ja selbst als Herbort v. Fritzlar (1 : 146), sie ist eben

[1]) Meine alte und jetzt nachgeprüfte Sammlung ergibt allerdings einige Abweichungen: ich zähle 1. *a*-Formen: *quam* 39, Ind. *quâmen* 3, Konj. *quême* (*quâme*) 5; 2. *o*-Formen: Ind. Pl. *quâmen* = *kômen* 2, Konj. Sg. u. Pl. *quême(n)* = *kôme(n)* 6 + 3, zusammen also 58 Belege, davon 47 für die *a*-Formen.

[2]) Die 51 Belege fallen nicht auf 8500 Verse (Schirokauer), sondern auf rund 10200!

seine Sprachform; wenn er dann aber für den Ind. Pl. und für den Konj. 11 × *ô*-Formen neben 8 × *â*-Formen bietet, so kann er diese einzig und allein aus bairischer Reimübung kennen (vgl. Rol. u. Kchr.), und er kann sie verständiger Weise nur einem bairischen Publikum zugemutet haben.

Das mag uns nun auf den Dichter des ‘Eraclius’ führen. Für ihn stellt Schirokauer (S. 16) eine auffällige Sprödigkeit gegenüber der Präteritalform *kam* (*quam*) fest: 1. auf das ganze Gedicht fallen 14 Fälle, d. i. 1 : 386 Verse; 2. davon nur 1 vor V. 2000, 4 vor 3500; 3. das Verhältnis der einsilbigen zu den zweisilbigen Formen (*quâmen, quæme(n)*), bei Hartmann (Erec) und Herbort fast genau 2 : 1, ist hier (14 : 21) 2 : 3. — S. 33 verzeichnet dann Sch. als weitern ‘hochdeutschen Einschlag’ die zahlreichen *gie*, (*ane*)*vie*, *lie* — das ‘irgendwo’ wo dieser Einschlag zuerst behauptet ist, war in der wenig umfangreichen Literatur über den ‘Eraclius’ leicht festzustellen.

Die mitteldeutsche Herkunft des Verfassers ist bisher von Niemandem abgeleugnet worden, und auch ich denke weiterhin nicht daran sie zu bestreiten. Die Nachweise Graefs und Herzfelds hat Zwierzina verstärkt und vermehrt: Zs. f. d. A. 44, 304 (*ä* : *ë*), 349. 358 (*ei* < *ege*); 45, 59 (Kontraktion über *h*), 68 (*uf*) usw. (s. die Register). Demgegenüber weise ich, wie früher, darauf hin, daß der Vokalismus, von den kurzen *ë*-Lauten abgesehen, nichts spezifisch Mitteldeutsches aufweist (kein *æ* : *ê*, *ie* : *ĭ*, *uo* : *ŭ*, *uo* : *ô*), daß im Konsonantismus nur eben die zwei Bindungen *gulte* : *schulde* 776 f., *vergolten* : *holden* 1539 f. auffallen, so daß das einzig augenfällige die Behandlung des inlautenden und auslautenden *h* ist; insbesondere ist die Ungeniertheit mit der das für oberdeutsche Dichter als Reimwort unbrauchbare *bevelhen* verwertet wird, bemerkenswert: im Reime steht *bevile* 3702; *enphal* 7; *beveln* 25. 3269. 4056; *bevoln* 387. 2361. 3657; der Ausfall des *h* vor *t* ist in *entschuot* (: *guot* 1644) und weiterhin nicht nur für *niet* < *niht*, sondern auch für Formen wie *gesiet* < *gesiht* (: *liet* 4735); *geschiet* < *geschiht* (: *beriet* 2143) gesichert.

In Wortformen und Wortwahl ist merkwürdig wenig mitteldeutsches Sprachgut zu entdecken: *sal* für *sol* fehlt ganz (V. 2069 ist Zusatz von B); dem md. *müge* (947. 1734) steht freilich kein

bair. *mege* gegenüber; neben zweimaligem md. *brengen* (78. 3483) fehlt merkwürdigerweise ganz das hd. und gemeinsprachliche *bringen*; *rîche*, *swære*, *reine*, *kleine* und bes. *veile* stehen ausnahmslos, aber neben *herte* (5099) haben wir *hart* (3469), und *vast* 2022. 2649. 4965 hat kein *veste* zur Seite; oberdeutsch ist das durchgehende Adv. *offenbære* (9 ×), neben dem *sunderbâr* 1521 auffällt.

Charakteristisch ist das Schwanken zwischen *sân* und *sâ*: jenes erscheint 30 ×, dieses 6 ×; aber trotz reichlicher Gelegenheit (*Cassiniâ*:!) läßt der Dichter 11 × das ihm heimisch vertraute *sân* zu, ehe er sich zum ersten *sâ* entschließt (1864). Der Fall liegt also umgekehrt wie bei *quam*, das er anfangs meidet, später zuläßt.

Die Sprachmischung steht also fest — aber wie ist der Fall aufzufassen? Handelt es sich um den Kampf der heimatlichen Schriftsprache mit einem darüber hinausgehenden Ideal? oder um das Ringen zwischen Dialekt und Schriftsprache schlechthin? Dies letztere hat unbedingt auszuscheiden, denn hinter den Anzeichen der mitteldeuschen Schriftsprache tritt der Dialekt ganz entschieden zurück; wenn allerdings Otto neben dem häufigen *geleit* < *geleget* ein vereinzeltes *gelaht* (: *naht*) 2975 durchschlüpfen läßt, so sieht dies wie eine grobdialektische Form aus, und man könnte deshalb geneigt sein, seine Heimat in der Nähe von 'Elisabeth' und 'Erlösung' (Zs. 44, 349. 354. 358) zu suchen. Aber anderes spricht entschieden dagegen — es kann sich auch um eine literarische Reminiszenz handeln.

Wir würden die Landschaft aus der unser Dichter stammt mit einiger Sicherheit ermitteln, wenn es gelänge, nach Form und Bedeutung das Adverbium *nâr* festzulegen, das Otto 4 × als Reimwort braucht und in zwei Werten kennt: a) 'propius' 1261. 4299; b) 'minoris pretii' 703. 768. Form und Bedeutung muß Otto aus seiner Heimatsmundart haben, und darum kann ich sie nicht als zentralhessisch ansehen — soweit wir wenigstens das Althessische literarisch kennen. Dagegen gehört beides zu dem gemeinsamen Besitz von Rheinland und Thüringen, auf den ich oben hinwies: die kontrahierte Form scheint schon für den 'Grafen Rudolf' bezeugt (v. Kraus Hb 3), im Reim für Heinrich v. Morungen (MFr. 123, 8) — später ist sie für H. v. Hesler charakteristisch

(Reimbelege Apoc. 1308. 1965. 5258); ihr entspricht bei Ebernand *hôr*: (717. 1954); hessische Belege kenn ich nicht. Dagegen ist sie wohl niederrheinisch und besonders niederländisch; vgl. Veldeke, Servatius I 704. II 2707 und des weiteren Kraus, H. v. Veldeke und die mhd. Dichtersprache 93; ferner Morant und Galie 1876 (Hs. C ed. Kalisch). — Über die Bedeutung von *nâhe* = 'billig', die im wesentlichen auf die Wendungen 'näher kaufen' und bes. 'näher geben' (wie bei Otto) beschränkt scheint, vgl. das DWB. VII 285 u. 286 f.: die Belege stammen einerseits aus dem Westen und Südwesten, anderseits und hauptsächlich aus Thüringen und Ostdeutschland, einschließlich Nürnberg — darüber hinaus habe ich auch bei eigenem Nachsuchen weder für Hessen noch für das bajuvarische Gebiet ein Zeugnis auftreiben können, will aber die Möglichkeit nicht bestreiten, besonders nicht für das östliche Hessen, dem ich unsern Autor am ehesten zuweisen möchte.

Im Grunde freilich liegt an der genauern Heimat blitzwenig: daß Otto ein Mittelbinnendeutscher, d. h. also ein Hesse, Wetterauer, Buchonier oder Westthüringer ist, läßt sich mit Sicherheit sagen, und das darf der Literaturgeschichte genügen — viel wichtiger ist für sie die Entscheidung darüber, wo und für welches Publikum er gedichtet hat. Das ist freilich ein Ziel, das viele unserer neuern, und auch recht tüchtige Arbeiten aus den Augen verlieren: da quält man sich mit Reimstatistik, Dialektgrammatiken und Sprachatlas ab, um einen möglichst engen Heimatsbezirk abzugrenzen — und kann dann auf die Frage, an welchem Bildungssitz und für welchen Bildungskreis das Werk geschrieben sei, doch keine Antwort geben[1]). Seit Nörrenberg vor fast 40 Jahren die schlagende Festlegung des niederrheinischen Marienlobs im Ahrtal gelungen ist, sind nur ganz wenige für die Literaturgeschichte wirklich wertvolle Lokalisierungen auf diesem Wege zu verzeichnen: ich nenne vor allem Albert Perdischs Zuweisung des 'Laubacher Barlaam' an den Bischof Otto II.

---

[1]) Daß eine solche Frage beispielsweise für Hartmann von Aue niemals aufgeworfen worden ist, bekundet eine bedenkliche Lücke in den Problemstellungen der altdeutschen Literaturgeschichte. Dagegen ist es immerhin ein Verdienst der sonst keineswegs einwandfreien letzten Arbeiten Herm. Fischers, für den Dichter des Nibelungenliedes und für den des Tristan das Problem ernsthaft aufgerollt zu haben.

von Freising, die noch unmittelbar vor dem Abschluß der Ausgabe die anagrammatische Bestätigung fand.

Als treuer Sohn meiner Heimat sollt ich gewiß stolz sein auf die Fülle von altdeutschen Dichtungen, die derartige Forschungsmethode nach Hessen weist: allein für die Zeit von ca. 1170—1210 neben dem selbstverständlichen Herbort von Fritzlar den 'Grafen Rudolf' und den 'Pilatus', 'Athis und Prophilias' und 'Eraclius'! Aber ich habe mich immer gefragt: wo ist denn in deiner Heimat zu jener Zeit ein Sitz literarischer Bestrebungen, ein fürstliches Gönnertum, ein gebildetes Publikum zur Aufnahme einer solchen Menge neuer Literatur (denn es soll doch nur der Überrest einer reichern Produktion sein!) gewesen? Bei Herbort von Fritzlar liegt die Sache höchst einfach: wir wissen daß er in Paris studiert hatte, und wie alle Fritzlarer Geistlichen stand er gewiß in nahen Beziehungen zu Mainz; er selbst berichtet uns von seinem Verhältnis zu Landgraf Hermann von Thüringen und durch ihn zu dem rheinischen Grafen Friedrich von Leiningen. — Aber die Andern?!

Nun hab ich für die Person Ottos, der sich selbst einen *gelêrten man* (V. 136) nennt, schon vor langen Jahren, ohne irgendwie Beachtung damit zu finden, darauf hingewiesen, daß er nahe Beziehungen zu einer fürstlichen Kanzlei gehabt, d. h. selbst einer solchen angehört oder vorgestanden haben muß. Er ist ein Kleriker mit ausgesprochen weltlicher Lebensführung (vgl. 2535 ff. 4413 *des hân ich alles vil ervarn*), der besonders in zwei Punkten gegenüber dem französischen Original deutlich eigenste Erfahrung zu Worte kommen läßt. Otto ist zunächst ein Pferdeliebhaber und Pferdekenner! so gibt er für die paar Verse des Originals (1373—76) eine lange Schilderung des Roßmarkts (1369—1398), und nimmt die kurze Andeutung bei Gautier V. 1444 zur Veranlassung einer langen sachkundigen Charakteristik des fehlerfreien Tieres. Dann aber interessiert ihn Alles was Schule und Kanzlei angeht: an die Stelle der wenigen Verse 261—266 (ed. Löseth) tritt der Abschnitt 398—423 über die Schulleistungen des jungen Eraclius 414 ff.: *ze jungest kam ez an daz daz er ob in allen muose wesen, ir letzen hœren unde lesen und ir verse rihten. er kunde sô wol tihten daz alle die jâhen* usw. Und für den einen Vers 1975 des Franzosen *Li brief sont fait sanz plus atendre* läßt

er, der doch sonst lieber kürzt als erweitert, eine Reihe von 20 Zeilen treten, 1786—1806: *do gebôt der kaiser drâte sînem kanzelære . . . der kanzelære was sô bedâht . . . nu wârn die brieve getihtet, geschriben und gerihtet: die wurden zesamene geleit. dô mans gevielt und besneit, man wermte wahs und wart zetriben, si wurden versigelt und überschriben mit namen nâch ir rehte* usw.[1]). Die ganze mittelalterliche Literatur enthält wahrscheinlich nichts ähnliches — für den sel. Wattenbach müßte die Stelle eine rechte Freude gewesen sein. Daß Otto wahrscheinlich als Notar oder Kanzler einer süddeutschen Hofhaltung angehörte, beweisen die Ausfälle gegen die *bœsen hoveliute* (1221), die *hovegallen* (1704): ein Ausdruck, den wir weiterhin über Reimar von Zweter bis zu Teichner und Suchenwirt verfolgen können. Im eigentlichen Hessen kämen zu jener Zeit nur allenfalls die Höfe des Abts von Fulda und des Abts von Hersfeld in Frage: dort aber würde sich der Autor die kräftigen Scherze über die lüsternen Phantasien von Nonnen (4012) und Äbten (4023) schwerlich erlaubt haben, mit denen er bei einer weltlichen Umgebung sicheren Erfolg erzielte.

Werfen wir nun bestimmt die Frage nach dem amtlichen Wirkungskreis Ottos auf, so dürfen wir zunächst noch einmal zu seiner Reimtechnik zurückkehren. Wir sahen besonders an dem Verhalten gegenüber dem Prät. von *komen*, daß er in der ersten Hälfte mit seiner Sparsamkeit auf ein bairisches Publikum Rücksicht nahm, dürfen also auch die übrigen hochdeutschen Elemente seines Reimschatzes (insbes. *gie, lie, vie*) als bairisch ansprechen. Bestimmt als solche erscheinen: das vereinzelte *tuon: nuon* 3558 (vgl. Dietr. Fl. 2418, Rab. 1067, 3) und die Gruppe der Reime von *zuo: dû* (*slæfestû* 228, *sagestû* 2080) und *zuo: nû* (3696), die bei unserem Dichter keine Deutung aus dem Mitteldeutschen zulassen.

Die Entscheidung aber bringt der Wortschatz! Ich muß hier zum Teil wiederholen was ich vor langen Jahren aufgezählt habe, aber ich kann es säuberlicher und mit besserem Nachdruck tun und mich dabei doch recht kurz fassen.

---

[1]) Der letzte Herausgeber, der diese Stellen nicht übersehen hatte, konnte den Dichter trotzdem für einen 'Fahrenden' halten. Nun, wir von der vorigen Generation haben wohl alle ein wenig an der Spielmannssucht gelitten — die übrigens weit harmloser war als die groteske Mimuspsychose die ihr später folgte.

kone für 'Ehefrau', das Otto 1748 im Vers, 1782 im Reime braucht, ist schon der Lautgebung nach ein streng bairisches Wort, das mit seiner ganzen Sippe von Kompositis (*êkone; kone-wîp, -man, -liute, -mâc, -wirt; koneschaft, -lîch*) ausschließlich in bairisch-österreichischen Denkmälern belegt ist und nur bis zu den bairischen Franken Wolfram und Wirnt mit vereinzelten Belegen hinüberreicht. Wer diesen Ausdruck unbedenklich brauchte, schrieb keinesfalls für ein hessisches Publikum[1]).

Otto affektierte aber nicht etwa literarisch einen ihm noch fremden Wortgebrauch, sondern er war in den Brauch des bairischen Wortschatzes völlig eingelebt. Wenn er für das Brennholz *wit* 3954 und (*dürre*) *spachen* 1214 sagt, so hat er den dialektisch heimischen Wortschatz völlig aufgegeben; ebenso wenn er bei Beschreibung einer Hütte sich der Fachausdrücke *schindeln* 2200 und *râven* 2204 (Schmeller-Fr. II 63) bedient, die dem Hessen völlig fremd sein mußten, wenn er den heimischen 'Schinken' mit oberdeutschem Ausdruck als *bache(n)* 3434 benennt. Und so dürfen wir getrost auch die übrigen, gemeinoberdeutschen Worte seinem längeren Aufenthalt auf bairischem Boden zuschreiben: die Substantiva *ande* (3108), *gurre* (1561), *flôzgalle* (1441), *weizel* (4805); die Adjektiva *gezal* 'schnell' (5044. 5082), *hæle* 'glatt' (3885); die Verba *erbarn* (4930) und *schünden* (176).

Dem gegenüber hat O. die mitteldeutschen Ausdrücke seiner Heimat teils vergessen, teils meidet er sie mit Bewußtheit, was sich im einzelnen natürlich nicht unterscheiden läßt. *entseben*, das einmal vorkommt (1657), ist zwar ein vorwiegend mitteldeutsches Wort, findet sich aber auch bei Wolfram und Gottfried. Von dem reichen und charakteristischen Wortschatz hessischer Eigenart, den wir einerseits bei Herbort anderseits in 'Elisabeth' und 'Erlösung' finden, sind auch nicht einmal abgesprengte Splitter vorhanden. Wörter wie *hereman* (4117. 4693. 5148) und *baltheit* (2493. 4266. 5169) gehören der Literatursprache der vorausgehenden Zeit an und haben trotz ihrer Bezeugtheit im Rother und Alexander nichts Landschaftliches an sich[2]). Und was Græf sonst S. 25 f. als mitteldeutsch anführt, ist ganz hinfällig.

---

[1]) Aus dem gleichen Grunde spricht ein einmaliges *echone* im König Rother 4684 für den bairischen Leserkreis des Dichters, dem der Schreiber von H noch recht nahe stand — man beachte die Orthographie!

[2]) Der wiederholte Vers *daz was ein michel baltheit* (2493. 5169) ist wörtlich = Alex. V 322, S 377.

Der Hesse könnte sich allenfalls in der auffälligen Sprödigkeit gegenüber dem Deminutivum verraten: *vingerlîn* 3730 (im Reim) und 3750 (im Vers) ist kaum als solches gefühlt, und *berlîn* 1935 (im Vers) gar nicht als Ableitung gesichert. Das erinnert an Herbort, der in seinem umfangreichen Werke außer fünfmaligem *vingerlîn* nur zweimal *wezzerlîn* (2181. 2185) hat, bemerkenswerter Weise als Plural. Die Rheinländer (z. B. K. Rother) und die Thüringer (z. B. Ebernand) stehen dem Deminutiv viel freundlicher gegenüber.

Sind wir so zu dem Resultat gelangt, daß Otto ein Kanzleibeamter mitteldeutscher, wahrscheinlich osthessischer Herkunft an einem süddeutschen Hofe bairischer Mundart war, so stimmt dazu recht wohl die Überlieferung: alle drei Handschriften entstammen dem bairischen Sprachgebiet: A = cgm. 57 (jetzt in Petzets neuer Beschreibung der Münchener Hss. S. 94 ff.), aus dem Besitz Jakob Fuggers in die herzogliche Bibliothek gelangt, bringt den Eraclius hinter der Eneide M; B, die Wiener Hs. 2693, schaltet ihn in die Kaiserchronik (meine Ausgabe 16, S. 20) ein; C, von Strauch aufgefunden und ausgebeutet (aber leider für die Textkritik höchst unergiebig), Zs. f. d. Alt. 31, 267 ff., ist ein Einschub in die Kompilation des Heinrich von München.

Eine ausdrückliche oder sonst unanfechtbare literarische Beziehung auf das Werk Ottos liegt aus der folgenden Zeit nicht vor: doch wird man sowohl Wolframs Erwähnung des steinkundigen *Eraclius ode Ercules* P. 773, 16—22 (Buch XV) als auch Konrad Flecks namenlosen Wunderstein mit den drei gleichen Eigenschaften (Floire 2891 ff.) als Zeugnisse für unser Gedicht gelten lassen und somit für den terminus ante quem mitverwerten. Für den terminus ante quem non hat Herzfeld S. 42 f. die Stelle 4462 ff. richtiger verwertet als Graef S. 40, der das Zitat mit V. 4467 abbricht und aus den von ihm angeführten Versen vielmehr einen terminus ante quem erschließen wollte.

Es ist von den Kaisern von Byzanz die Rede, welche 500 Jahre, von Konstantin bis auf Karl den Großen, das Römische Reich in ihrer Gewalt gehabt hätten:

4466 des sint ir künege noch sô balt
daz sie sich keiser nennent,
vil wol sie doch erkennent,
wie in der gewalt wart benomen,
4470 der name, diu êre mit dem fromen.

Dieser offensichtliche Hohn auf den Ausgang der byzantinischen Herrscher, denen man Alles genommen habe: Herrschaft und Namen, Ehre und Besitz, und die trotzdem fortfahren sich Kaiser zu nennen — bloß weil sie in ferner Zeit einmal 500 Jahre hindurch das Römische Reich regiert haben, hat doch nur Sinn nach der Katastrophe von 1204: der Dichter hat dabei, wie Herzfeld richtig gesehen hat, das machtlose 'Kaisertum' des Alexius in Trapezunt im Auge, und die Verse klingen ganz als ob sie nicht eben lange nach 1204 geschrieben seien.

Mit den Jahren 1205 und etwa 1212 (Wolframs Anspielung) wird man also das Werk Ottos umgrenzen dürfen. Und an welchem Hofe des bayerischen Sprachgebiets mag es wohl entstanden sein? Die Markgrafen des Nordgaus sind mit Berthold II. von Vohburg in der Hauptlinie 1204 ausgestorben[1]), und in Wien, wo der Babenberger Leopold VI. wenige Monate vor dem Sturz des Kaisertums von Byzanz die Prinzessin Theodora Komnena heimgeführt hatte, hätte man Spottverse wie die obigen weder wagen noch dulden können. So bleiben nur der Herzog Bernhard von Kärnten und der Herzog von Andechs-Meran, d. h. Heinrich II., der Sohn und Nachfolger des von Wirnt von Grafenberg beklagten Berthold IV., mit der Zeit die seiner Bannung vorausliegt (1204—1208) — und schließlich die Wittelsbacher. Ich entscheide mich unbedenklich für die letzten. Ihre literarischen Interessen sind neben den Babenbergern ebenso bezeugt, wie die der Zähringer im Südwesten, der Welfen und der Ludowinger im Norden Deutschlands.

Die These Fr. Wilhelms freilich, welche den Dichter des oberdeutschen 'Servatius' in enge Beziehungen zu der Stammutter des Hauses, Agnes von Looz, der Gemahlin Herzog Ottos I. von Bayern-Wittelsbach bringen will, erscheint mir in der vorgetragenen

---

[1]) An sie könnte man sonst denken: wegen Wolframs 'Markgräfin vom Heitstein', Elisabeth von Bayern, der Witwe des letzten Nordgauers.

Form nach wie vor bedenklich; denn wenn Agnes, wie ich in der Tat glaube, mit dem Servatiuskult auch das Gedicht des Heinrich von Veldeke, das ihrer gleichnamigen Mutter gewidmet war (und von dem sich Fragmente der einzigen alten Handschrift gerade in München gefunden haben), nach Bayern gebracht hat, so ist doch nicht recht einzusehen, welches Interesse die niederländische Prinzessin gehabt haben sollte, ein oberdeutsches Konkurrenzwerk direkt zu veranlassen. Dieser Schluß erscheint mir ebenso unnatürlich wie die Folgerung welche man früher aus Hadlaubs bekanntem Wort über Rüdiger Maness II gezogen hat: *der Maness ranc dar nâch endlîche daz er diu liederbuoch nu hât* (Bartsch 8, 5 f.): wenn er danach im glücklichen Besitz einer Vielheit von Liederbüchern war, hatte er doch keine Veranlassung, die höchst beträchtlichen Kosten für eine umfangreiche Sammelhandschrift aufzuwenden. — Aber immerhin, literarische Interessen brachte die Herzogin Agnes mit, und sie mag sie auf ihren Sohn, dem sie des eigenen Vaters Namen gab, Herzog Ludwig I. (den eine spätere Zeit den 'Kelheimer', nach dem Aufenthaltsort seiner Jugend, nannte) vererbt haben. Von ihm wissen wir, daß er Walther von der Vogelweide durch den Markgrafen Dietrich von Meißen ein symbolisches Geschenk zukommen ließ (Lachmann-Kraus 18, 15), und auch Wolfram von Eschenbach, der sich selbst scherzend, aber doch nicht ohne Stolz einen 'Baier' nennt und der zu Regensburg wie zu dem oberpfälzischen Heitstein Beziehungen hatte, dürfte sich seines Interesses erfreut haben. Neidhart freilich wußte das von sich nicht zu rühmen, Haupt 74, 30 und besonders 31: *Ich hân des mînen herren hulde verloren âne schulde*, und aus der Klage Bruder Wernhers um den Ermordeten (in Schönbachs Ausgabe Nr. 75) darf man auf keine persönlichen Beziehungen schließen.

Sein Nachfolger Otto II. (1231—1253), der Gemahl der Welfin Agnes, setzte die literarischen Neigungen des Vaters fort; der Tannhäuser rühmt seine Freigebigkeit, und Reimbot von Dürne in seinem Hl. Georg V. 27 ff. spricht es geradezu aus, daß er den Ruhm des Fürsten neben den des Literaturfreundes Landgraf Hermann von Thüringen zu stellen gedenke.

Für uns käme nur Herzog Ludwig I. (1183—1231) in Frage. Sein bevorzugter Wohnsitz von 1204 ab war das damals

von ihm begründete Landshut (Riezler, Geschichte Baierns I 59 Anm. 1): an dem dortigen Hofe resp. in der herzoglichen Kanzlei hat der 'gelehrte Mann' Otto aus Hessen wahrscheinlich bereits in jungen Jahren eine Stellung gefunden, dort mag er die Kenntnis der französischen Sprache erworben, dort die Werke kennen gelernt haben, deren Benützung neben dem Roman des Gautier von Arras im letzten Teil seines Werkes deutlich hervortritt: die deutsche Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen, des Pfaffen Konrad, und die lateinische Weltchronik Ottos von Freising. Seine literarische Bildung zeigt ihn auf einer Bahn, die einerseits über Heinrich von Veldeke auf den Straßburger Alexander zurückführt, anderseits bereits Fühlung mit der klassischen Epik der Blütezeit bekundet. Was freilich bisher als Reminiszenzen aus Hartmann und Wolfram durch Græf und Herzfeld präsentiert worden ist, bedarf erst noch einer Nachprüfung auf dem Boden sorgfältiger Stilkritik.

Abgesehen von den immerhin unsicheren Spuren einer unmittelbaren literarischen Wirkung des Stoffes bei Wolfram und Fleck findet sich nur éin Zeugnis für die Verbreitung unseres Werkes bei einem späteren Autor, bei Jansen Enikel. Er hat die Geschichte des Eraclius seiner Weltchronik in demselben Umfang eingereiht wie wir sie bei Gautier und Otto kennen: das Märchen (Wesselofsky, Archiv f. slav. Phil. 3, 561 ff.) und die Novelle (Rohde, Der griech. Roman² S. 154 ff.) V. 20411—20942, die Legende V. 21951—22182; dabei scheint er sich nicht weniger als fünfmal auf mündliche Überlieferung zu berufen. Wenn aber Strauch S. 390 Anm. 3 meint, E. habe das Werk Ottos nicht gekannt, so kann ich ihm nur zugeben, daß er es nicht vor sich liegen hatte, und wage auch nicht zu behaupten, daß er durch frühere eigene Lektüre damit vertraut war: auf die wörtliche Übereinstimmung des Verses 20529 mit Otto 1441 *ez hât niht flôzgallen (: gevallen)* will ich also keinen Wert legen, obwohl er bei O. mitten in einer eingehenden Charakteristik des Pferdes erscheint, bei E. aber ganz isoliert und unmotiviert dasteht. Auch die richtige Nennung des Kaisers Focas, dessen Nachfolger Eraclius bei Otto wie in der Geschichte wird (während der Name bei Gautier fehlt), ist noch nicht entscheidend. Wohl aber der aus Ottos *Morphea* entstellte Name der Kupplerin: *Romphea*

(20775 u. ö.), denn zweifellos hat der Dichter des deutschen Eraclius die namenlose 'Alte' des Franzosen selbständig getauft; für Enikel, der die Namen Parides und Athenais fallen läßt, d. h. doch wohl vergessen hat, ist es charakteristisch, daß ihm der Name (oder doch der Klang des Namens) der Kupplerin im Gedächtnis haftete: ist sie doch auch für den heutigen Leser die Gestalt mit den schärfsten Umrissen[1]).

Hatte Enikel den Eraclius-Roman für seine Weltchronik in einem eigenen Auszug verwertet, so lag es für einen späteren Kompilator nahe, das vollständige Werk, wenn es ihm einmal zugänglich ward, da einzuverleiben, wo von dem Nachfolger des Kaisers Focas, dem Wiedereroberer des Kreuzes Heraclius die Rede war. Daß ein derartiger Vorgang schon vor Heinrich von München dem „Allerweltskompilator" (der nach 1347 schrieb) einmal stattgefunden haben müsse, hat Rudolf Kautzsch in seiner anziehenden Behandlung der Heraclius-Bilder von Fraurombach wahrscheinlich gemacht: Studien zur Kunst und Geschichte Fr. Schneider zum 70. Geburtstag gewidmet (Freiburg i. Br. 1906) S. 509; die genaue Datierung: Kunstwissenschaftliche Beiträge Aug. Schmarsow gewidmet (Leipzig 1907) S. 92 f.

An den Wänden der kleinen oberhessischen Dorfkirche zu Fraurombach in der Herschaft Schlitz wurde zu Anfang unseres Jahrhunderts ein Bildercyklus aufgedeckt und von Prof. Gregor Richter in dem nahen Fulda bald darauf richtig gedeutet, der den ganzen Eraclius-Roman umspannt, und zwar, wie dann Kautzsch gezeigt hat, auf Grund der Dichtung Ottos, nicht des Auszugs bei Enikel. Die Entstehung der Bilder hat K. durch Stil- und Trachtenvergleichung in das Jahrzehnt 1330—1340 verlegt. — Nach der Aufdeckung der Iweinbilder von Schmalkalden in Thüringen, von Grafenstein bei Zittau und Boberröhrsdorf in Schlesien, welche die solange einzig dastehenden Runkelsteiner Fresken in den Hintergrund drängten, war das eine neue Überraschung: ein

---

[1]) Da *Romphea* ein griechisch-lateinisches Wortbild *romphaea* < *ῥομφαία* (wenn auch beileibe keinen Frauennamen!) vorstellt, kann man immerhin zweifeln, ob die Umbildung der ersten Silbe von Enikel selbst mechanisch, oder von einem geistlichen Gewährsmann etymologisierend vorgenommen wurde.

'höfischer Roman' an den Wänden einer Kirche! Und Kautzsch hat eben den Ausweg und die Erklärung dafür gefunden: der Auftraggeber[1]) muß diesen verfänglichen, nur in der Schlußpartie zur Legende gewendeten Stoff im Zusammenhang eines Werkes von geistlichem Grundcharakter, also in einer älteren Kompilation von der Art des Heinrich von München, kennen gelernt haben.

So kehrten wir denn mit diesem Ausläufer des 'Eraclius' in der Wandmalerei ein gutes Jahrhundert nach der Entstehung des Werkes doch noch einmal auf den Boden zurück, auf dem wir die Heimat unseres Dichters suchen dürfen, nach dem östlichen Hessen. Vielleicht hat unser Otto in Fulda seine Ausbildung erhalten und dorthin auch ein Exemplar der Dichtung gesandt, der dann in einem von dem Autor nicht vorgeahnten Rahmen ein längeres Leben und mit der kirchlichen Approbation auch noch die Weihe der bildenden Kunst beschieden war.

---

[1]) Kautzsch denkt dabei an den Patron der Kirche, das Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Hünfeld nördlich Fulda.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Sitzungsberichte der philosophisch-philologische und historische Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München

Jahr/Year: 1924-1925

Band/Volume: 1924

Autor(en)/Author(s): Schröder Edward

Artikel/Article: Der Dichter des deutschen "Eraclius". Ein Beitrag zur altbayerischen Literaturgeschichte 1-17